

Symposium



Die *Aktive Gesellschaft* – gestaltungsoptimistisch und risikoblink?*

FRITZ W. SCHARPF

Dass Etzionis großes Werk nun als unveränderte Neuauflage verfügbar wird, muss man als bemerkenswerte verlegerische Tat anerkennen. Das amerikanische Original von 1968 hatte auch bei uns begeisterte Leser gefunden. In der Aufbruchstimmung der späten sechziger Jahre sahen sie darin die wissenschaftlich fundierte Programmschrift einer zukunftsweisen, zugleich idealistischen und realistischen demokratischen Reformpolitik, die sich weder durch konservative Warnungen entmutigen noch durch revolutionäre Utopien verführen ließ. Ihrer Überzeugungskraft kam zugute, dass ja die realen Fortschritte auch überall zu erkennen waren – in Amerika im Kampf gegen die Rassentrennung und in der New-Society-Politik der Kennedy-Johnson-Ära und bei uns in der Politik der „inneren Reformen“, die von der Großen Koalition begonnen und in der ersten sozialliberalen Koalition weiter vorangetrieben wurde.

Aber als die (von dem Etzioni-Schüler Wolfgang Streeck und seiner Frau Sylvia kongenial übersetzte) deutsche Fassung schließlich 1975 herauskam, hatte die erste Weltwirtschaftskrise der Nachkriegsjahrzehnte die lange Wachstumsperiode abrupt beendet und im beginnenden „deutschen Herbst“ schwanden die Hoffnungen auf weitere Liberalisierung. Nicht „mehr Demokratie wagen“ war nun das Kriterium politischer Legitimität, sondern kompetentes Krisenmanagement und effektive Sicherheitspolitik. Statt um „die aktive Gesellschaft, die Herr ihrer selbst ist“ (7), ging es nun vor allem darum, die eskalierenden Erwartungen an die Politik auf das politisch Machbare herunter zu holen. Auch für diese Periode hätte das Buch seine Bedeutung behalten können. Etzioni, dessen Jugend von den Erfahrungen im Kibbuz geprägt war, war nie in Versuchung, demokratische Politik mit Omnipotenzfantasien zu assoziieren. Auch die aktive Gesellschaft musste auf exogene Krisen reagieren, unveränderbare Restriktionen anerkennen und allfällige Widerstände eben nicht nur durch konsensbildende Diskurse, sondern auch durch den Einsatz von Machtmitteln überwinden. Völlig ungeeignet war das Buch nur als Anleitung für eine „entfremdete“ Politik, die auf aktive Beteiligung verzichten musste, weil sie die Problemdefinition und die Strategiewahl den monetaristischen Doktrinen der Bundesbank, dem gemeinwohlblindem *bargaining* zwischen Bundes- und Länderbürokratien und

* Symposiumsbeitrag zu *Amitai Etzioni*, Die aktive Gesellschaft. Eine Theorie gesellschaftlicher und politischer Prozesse. Wiesbaden: VS 2009, 688 S., br., 49,90 €

der Negativkoordination zwischen den Ministerialressorts überlassen hatte. Kurz: Als das Buch bei uns erschien, war es nicht mehr mit dem Zeitgeist im Bunde. Und daran hat sich auch seitdem nichts mehr geändert. Aber ist die neue Auflage deshalb nur noch als nostalgische Erinnerung an die Hoffnungen von 1968 zu lesen?

In seinem neuen Vorwort scheint Etzioni in der Tat den politisch-programmatischen Anspruch zu dementieren, der die ursprüngliche Rezeption des Buches dominiert hatte. Stattdessen betont er nun die sozialtherapeutischen Aspekte, die damals eher als legitimierende Begründung für politisches Handeln verstanden worden waren. Nun geht es ihm um die Frage, „was das gute Leben ausmacht“; und er gibt darauf die „kommunitaristische Antwort [...], dass Menschen dann zu echtem Glück, zu einem harmonischen Verhältnis zu der Natur und zu anderen Menschen finden können, wenn sie in Beziehungen, in das Wohl der Allgemeinheit und in das geistige Wohl ‚investieren‘.“ Und noch therapeutisch-instrumenteller: „Dieses Buch legt nahe, dass soziales Engagement [...] den besten [...] Weg darstellt, eine authentische Person in einer Gesellschaft zu werden, die diesen Namen verdient.“ Dafür erscheint politisches Handeln sogar eher ungeeignet, weil „Handlungsfähigkeit in der offiziellen politischen Arena letzten Endes begrenzt ist [...]“. Dagegen „bieten soziale Bewegungen wesentlich attraktivere und umfassendere Möglichkeiten, sich gesellschaftlich zu engagieren“ – auch wenn diese heute „nicht mehr das Mobilisierungspotential haben, das sie früher einmal hatten.“

Diese rückblickende Selbstinterpretation wird freilich dem Anspruch des Buches nicht gerecht. Wenn das alles wäre, dann hätte es nicht der umfassenden interdisziplinären Bestandsaufnahme bedurft, und nicht der bewundernswerten Integrationsleistung, mit der Etzioni die für die Kartierung des Weges zu einer „aktiven Gesellschaft“ relevanten Wissensbestände synthetisierte – von der Individual- und Sozialpsychologie über die Gruppen und Makrosoziologie, die politikwissenschaftliche Machttheorie, die Entscheidungstheorie und die kybernetische Systemtheorie bis hin zur Geschichte der Imperien und zur Theorie von Integrationsprozessen. Zugleich aber weicht Etzioni damit der für seine damaligen Leser durchaus wichtigen Frage aus, weshalb denn das 1968 präsentierte Programm einer sozialwissenschaftlich angeleiteten gesellschaftlichen Praxis die nachfolgende historische Entwicklung so wenig prägen konnte – und offenbar auch so wenig erklären kann. Diese Frage sollte man dem neu aufgelegten Werk nicht ersparen. Aber zunächst zum Inhalt:

Das Buch beginnt mit der Explikation einer philosophischen Anthropologie, deren aristotelische Prämissen Etzioni über seinen Lehrmeister Martin Buber aufgenommen hatte: „Die Entwicklung der Psychoanalyse machte den Weg frei für eine authentische, aktive Sicht des Menschen.“ Aber das „Selbst, das aktiviert werden soll, ist weder das Zentrum noch das Anhängsel des individuellen Selbst, sondern das einer sozialen Gruppe [...] Menschen außerhalb von Gesellschaft gibt es nicht; was der Mensch ist, beruht auf seinem sozialen Sein, und was er aus seinem sozialen Sein macht, ist unabänderlich damit verbunden, was er aus sich selbst macht. Der Mensch hat die Fähigkeit, sein inneres Wesen zu beherrschen, und der wichtigste Weg dazu liegt in der Verbindung mit anderen, die ihm ähnlich sind, in gesellschaftlichem Handeln“ (26–27).

Aus den selben Prämissen folgt auch Etzionis Verständnis der Bedingungen einer empirisch-theoretischen Sozialwissenschaft: „Potentiell hat jeder Mensch die freie Wahl; soziale Gesetze können, anders als Naturgesetze, umgestoßen und neu geschrieben werden. In Wirklichkeit jedoch durchdringen soziale Gesetze die individuelle Existenz so tief, dass die meisten Versuche, ihnen zu ent-

gehen, nicht erfolgreich sind [...]. Die Beschränkungen, die uns das Leben in der Gesellschaft auferlegt, gehen häufig von den Menschen aus, mit denen wir unmittelbar zusammenleben; im Prinzip kann daher die Transformation des gesellschaftlichen Lebens durch einen Austausch zwischen den Beteiligten selbst in Gang gesetzt werden.“ Aber „sozialer Wandel wird hauptsächlich durch soziale Entitäten, durch handelnde Großgruppen vorangetrieben. Individuen partizipieren, einige sogar führen andere, aber die Vehikel des Wandels sind soziale Gruppierungen“ (27).

Der Mensch ist also zur Freiheit befähigt, aber durch soziale Gesetze gebunden, deren Inhalte und Geltungskraft aus der sozialen Interaktion selbst erwachsen, und die von den empirisch-theoretisch arbeitenden Sozialwissenschaften auch erkannt und valide formuliert werden können. Aber im Gegensatz zur ganz überwiegenden soziologischen Tradition interessiert Etzioni nicht die gesellschafts-stabilisierende Ordnungsleistung und die Erklärungskraft sozialer Gesetze – und zunächst auch nicht ihre instrumentelle Bedeutung für die aktive Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse. Sie erscheinen vielmehr als Freiheitsbeschränkungen, die durch sozialen Wandel überwunden werden können und sollen – und unter den möglichen Formen des sozialen Wandels interessieren die, die durch das aktive Handeln gesellschaftlicher Großgruppen herbeigeführt werden können.

Dementsprechend folgt auf die Einleitung eine Klärung der meta-theoretischen Grundlagen der „transzendentalen“ menschlichen Fähigkeit zur intentionalen Steuerung des eigenen Handelns, und das Buch endet im einundzwanzigsten Kapitel mit der Affirmation der humanistischen Prämissen einer aktiven Weltgesellschaft, in der entfremdende Strukturen überwunden und authentische „menschliche[...] Grundbedürfnisse“ befriedigt werden können. Zwischen diesen Pfeilern spannt sich der weite Bogen theoretisch-methodischer und deskriptiv-historischer Kapitel, die zeigen sollen, unter welchen Vorbedingungen und auf welche Weise die (Selbst-)Transformation von der „postmodernen“ zur „aktiven Gesellschaft“ gelingen kann, und welche – wissenschaftstheoretisch und methodologisch immer wieder reflektierten – Bestände sozialwissenschaftlicher Theorie und Empirie das dafür geeignete Orientierungswissen bieten.

Angesichts der multidisziplinären Breite des Vorhabens, und angesichts der Orientierung am damaligen Wissensstand kann es nicht verwundern, dass manche Abschnitte eher den Charakter von Platzhaltern haben, die einen Forschungsbedarf bezeichnen und intuitiv plausible Vermutungen formulieren. Andere Kapitel dagegen bieten einen problembezogenen Überblick über den damaligen (und aus heutiger Sicht oft bemerkenswert aktuellen) Stand des sozialwissenschaftlichen Wissens; und noch andere gehen in die Tiefe und präsentieren originäre Einsichten, insbesondere wo sie sich auf Etzionis frühere Arbeiten in der Organisationssoziologie und der Integrationstheorie stützen können.

Es ist hier nicht möglich, den fast enzyklopädischen Inhalt der 21 Kapitel wiederzugeben. Teil I („Grundlagen für eine Theorie makroskopischen Handelns“) verbindet grundlegende Überlegungen zur Handlungstheorie und zur theoretischen Eigenständigkeit makrosoziologischer Analyse mit Überlegungen zur Möglichkeit gesamtgesellschaftlicher Steuerung. Diese werden in Teil II („Kybernetische Faktoren“) vertieft durch die Bezugnahme auf den heute in den Sozialwissenschaften fast vergessenen Ansatz einer kybernetischen Steuerungstheorie. Von immer noch aktuellem Interesse sind dagegen die Reflexionen zum Verhältnis von Wissen und Macht und zu möglichen Verbesserungen rationaler Entscheidungs- und Planungsverfahren.

In Teil III („Voraussetzungen der Verwirklichung gesamtgesellschaftlicher Ziele“) geht es um die die normative Ambivalenz des Einsatzes von Macht zur Transformation der Gesellschaft und um die Notwendigkeit breiter politischer Mobilisierung. Teil IV („Konsens und die Bedürfnissensibilität sozialer Strukturen“) fragt dann nach den normativen Zielen der Transformation und nach den strukturellen Bedingungen, die die Herstellung von breitem Konsens über diese Ziele begünstigen oder behindern können. Die Machtstrukturen „rigider Gesellschaften“ müssen auf dem Weg zu einer aktiven Gesellschaft überwunden werden – aber zugleich gilt es, den Umschlag zu einer (totalitär oder autoritär) „übersteuerten Gesellschaft“ zu vermeiden, in der zwar die politische Herstellung von Handlungskonsens gelingt, der aber gerade nicht sensibel ist für die Bedürfnisse der Mitglieder der Gesellschaft.

Teil V („Jenseits des Parochialismus“) erscheint aus heutiger Sicht geradezu anachronistisch und deshalb besonders interessant. Geschrieben wurde er am Ende des „goldenen Zeitalters“ der Nachkriegsjahrzehnte, in dem die Gestaltungsmacht der Politik in den demokratischen Staaten der „Ersten Welt“ ihren Höhepunkt erreicht hatte und in der von „Globalisierung“ weder in politischen noch in akademischen Diskursen die Rede war. Trotzdem postulierte die „Aktive Gesellschaft“ das Programm einer stetig voranzutreibenden globalen Integration. Die Begründung dafür ist auch eher normativ und analytisch als empirisch und problemorientiert: In einer Welt „parochialer“ Gemeinschaften (die stärker integriert sind als das sie umfassende System) wird die Befriedigung authentischer menschlicher Bedürfnisse immer durch externe Einflüsse behindert und zugleich müssten die einzelnen Gemeinschaften im Interesse ihrer Mitglieder Einfluss nehmen auf Bedingungen jenseits ihrer Grenzen. Folglich muss die Aktivierung in kleineren Gemeinschaften zugleich auch deren Grenzen transformieren um schließlich eine aktive Welt-Gemeinschaft zu verwirklichen.

Zugleich präsentiert Etzioni aber eine differenzierte und durchaus skeptische empirisch-analytische Theorie der transnationalen Integration, die automatische Fortschritte weder von zunehmender realer Interdependenz noch von den „Spillover“-Effekten funktional spezialisierter internationaler Regelungen erwartet. Überdies identifiziert er unter historischem Bezug auf das Scheitern früherer transnationaler Imperien die zu erwartenden Funktionsdefizite internationaler und supranationaler Regimes, deren Steuerungsleistung nicht durch wirksame Prozesse der sozialen und politischen Gemeinschaftsbildung gestützt wird. Über die Strategien und Mechanismen, die solche Prozesse vorantreiben könnten, erfährt der Leser hier freilich nur wenig.

Im Gegensatz zu anderen „kommunitaristischen“ Theoretikern wie etwa Michael Walzer, Charles Taylor oder Alasdair MacIntyre – sieht Etzioni auch keinen Grund, die ethische Autonomie und politische Handlungsfähigkeit kleinerer und homogenerer Gemeinschaften gegen fortschreitende Integration zu verteidigen oder deren Verlust zu bedauern. Sein normatives Programm ist radikal universalistisch. Denn „Werte, deren Gemeinschaft alle Menschen umfasst“, sind aus seiner Sicht „die einzige Grundlage [...], die alle Sozialwissenschaftler, welche Bindungen sie auch immer haben, teilen [...] können“ (617). Und dieser normative Universalismus gründet sich, wie das schon erwähnte Schlusskapitel vollends verdeutlicht, auf eine Anthropologie, die von universellen, kulturell invarianten und empirisch identifizierbaren „menschlichen Grundbedürfnissen“ ausgeht, deren Verwirklichung nur durch gemeinschaftliche Teilhabe in einer auf globale Integration angelegten aktiven Gesellschaft verwirklicht werden können.

Doch weshalb erscheint uns dieses ambitionierte, wissenschaftlich breit fundierte und in sich konsistente Programm der „Aktiven Gesellschaft“ im Rückblick auf die vergangenen vier Jahrzehnte so wenig wirkungsmächtig und erklärungskräftig? Der Grund liegt nicht, so scheint es, in der zu schwachen Motivationskraft der hier vorausgesetzten universalistischen Moral – die ja auch weiterhin das Engagement der Mitglieder und Aktivisten einer Vielzahl nationaler und transnationaler sozialer Bewegungen und *Non Governmental Organizations* bestimmt. Die Erklärung liegt eher, so scheint mir, in der begrenzten Erfassungskraft des empirisch-theoretischen Ansatzes, die verhindert, dass die gesellschaftliche Realität, die vom Programm der aktiven Gesellschaft gestaltet werden soll, zutreffend erkannt werden kann.

Etzioni unterscheidet grundsätzlich zwischen drei meta-theoretischen Perspektiven einer sozialwissenschaftlichen Makroanalyse. Die „atomistische“ erklärt Makrophänomene als „Konsequenzen mechanistischer Beziehungen zwischen einer großen Zahl von Mikroeinheiten“; die „kollektivistische“ sucht die Erklärung in „quasi-organische[n] Beziehungen zwischen den Komponenten eines gesellschaftlichen Ganzen“; während der „makro-voluntaristische“ Ansatz „gesamtgesellschaftliche Zustände als Ausdruck eines einzigen makroskopischen Willens oder Bewusstseins“ betrachtet (85). Die der „Aktiven Gesellschaft“ zugrunde liegende „Theorie gesamtgesellschaftlicher Steuerung“ basiert auf der „Konvergenz kollektivistischer und voluntaristischer Traditionen“ (95), während der atomistische Ansatz dafür ungeeignet erscheint. Die Perspektive des Buches beschränkt sich also darauf, die Voraussetzungen und Modalitäten intentionalen kollektiven Handelns zu beschreiben und zu erklären. Sie ignoriert damit aber zugleich die reale Bedeutung jener Strukturen und Prozesse, die unter dem atomistischen Ansatz in den Blick kämen.

Die Beschränkung wird besonders deutlich in den „kybernetischen“ Kapiteln neun bis zwölf, in denen die Bedingungen der Möglichkeit „gesamtgesellschaftlichen Wissens“, eines „gesamtgesellschaftlichen Bewusstseins“ und „gesamtgesellschaftlicher Ziele“ kenntnisreich erörtert werden. Es geht hier also im Kern um die überaus wichtige Frage, unter welchen Voraussetzungen es theoretisch zulässig und pragmatisch erfolgversprechend ist, Kollektive als unitarischen Akteur zu behandeln. Dagegen fehlt die theoretisch und pragmatisch ebenso wichtige Frage, was denn der Fall sei, wenn diese Voraussetzungen nicht erfüllt werden. Stattdessen geht es Etzioni am Ende dieser Diskussion darum, die praktische Brauchbarkeit (intelligent modifizierter) „synoptisch-rationaler“ Entscheidungsmodelle gegen Charles Lindblom und andere Autoren zu verteidigen, die deren kognitive und koordinative Anforderungen für empirisch unerfüllbar halten und stattdessen die reale Praxis des inkrementellen *muddling through* als die wahre „Intelligenz der Demokratie“ preisen.

Auf der präskriptiven Ebene wird man in diesem Streit Etzioni Recht geben: Durchwursteln ist kein gleichwertiges Äquivalent für gesamtgesellschaftliche Rationalität. Überdies florierten ja gerade in den sechziger Jahren die Versprechungen computergestützter Analyse- und Prognosemodelle, die die Reichweite rationaler politischer Planungen in ungeahntem Maße verbessern sollten. Aber schon wenige Jahre später machte die erste Ölpreiskrise die auf die besten ökonomischen Modelle gestützten Planungen zur Makulatur, und seitdem hat die Politik sich nie wieder auf die Rationalität gesamtgesellschaftlicher Prognose- und Planungssysteme verlassen können.

Die Gründe dieses Scheiterns können in Etzionis Bezugsrahmen nicht thematisiert werden. Zwar bleibt auch bei ihm gesamtgesellschaftliche Steuerung prekär, weil sie auf die kontinuierliche Zufuhr politischer Energie – Macht,

Mobilisierung und Konsens – angewiesen bleibt. Aber der Gegenbegriff zur wirksamen Steuerung ist für ihn die gesamtgesellschaftliche *Entropie* – ein Zustand der struktur- und bewegungslosen Unordnung, über den sich theoretisch offenbar nur sagen lässt, dass dann eben „jeder Mensch und jede Familie [...] für sich selbst sorgen“ muss (118). Mit anderen Worten: Steuerung mag in die falsche Richtung führen, aber ohne Steuerung gibt es weder Strukturbildung noch sozialen Wandel, sondern nur passive Populationen von Individuen. Diese Sichtweise entspricht jedoch nicht empirischer Beobachtung, sondern sie folgt aus der meta-theoretischen Vernachlässigung des „atomistischen“ Ansatzes.

Würde er einbezogen, so kämen die nicht kollektiv-intentional gesteuerten Interaktionen zwischen Individuen, Organisationen und Kollektiven ins Blickfeld der Theorie, und dann wäre die Alternative zum entscheidungstheoretischen Modell des unitarischen kollektiven Akteurs eben nicht die gesamtgesellschaftliche Entropie, sondern die (1968 schon voll entwickelte) Theorie der nichtkooperativen und der kooperativen Spiele. Deren Gegenstand ist die Interaktion zwischen einzelnen, aber in ihren Handlungen interdependenten und einander beobachtenden und aufeinander reagierenden Akteuren. Diese verfügen über je eigene Handlungspotentiale und sie agieren nach je eigenen kognitiven und normativen Orientierungen. Unter gewissen Bedingungen kann die wechselseitige Anpassung solcher Akteure auf der Makro-Ebene ein stabiles ökologisches Gleichgewicht (oder Hayeks „spontane Ordnung“) erzeugen. Unter anderen Bedingungen können aufeinander reagierende Akteure zirkulär-selbstverstärkende („eigendynamische“) Effekte erzeugen, die unkontrollierbare Auf- und Abwärtsspiralen, spekulative Blasen oder auch zyklische Schwankungen zur Folge haben. Und unter noch anderen Bedingungen können Stagnation oder auch chaotische Instabilität zum Dauerzustand werden.

Kurz: Eine theoretische Perspektive, die auch die Interaktion atomistischer Akteure einbezieht, hätte den Blick auf Makro-Effekte mit potentiell sehr hoher gesellschaftsverändernder Durchschlagskraft lenken müssen. Dagegen konnte ein empirisch-theoretischer Ansatz, der die Interaktionseffekte atomistischen Handelns ausblendet, sozialen Wandel auf der Makroebene weder befriedigend erklären noch gar prognostizieren. Und ebenso konnte ein praktisch-präskriptiver Ansatz, der sich auf die Optimierung kollektiv-intentionaler Steuerung beschränkte, immer an den Effekten ungesteuerter atomistischer Interaktion scheitern. Die Erklärungskraft und Praxisrelevanz der „Aktiven Gesellschaft“ hat unter beiden Beschränkungen gelitten.

In den Jahrzehnten seit der Erstveröffentlichung kam es zu einer damals gar nicht absehbaren Steigerung des gesellschaftsverändernden Potentials atomistischer Interaktionen. Ursache waren Steuerungsverzichte der nationalen Politik gegenüber der kapitalistischen Ökonomie, die die transnationale wirtschaftliche Verflechtung beschleunigten, ohne dass gleichwertige supranationale Steuerungskapazitäten aufgebaut wurden. Der Prozess begann mit der Zerstörung des Bretton-Woods-Systems der festen, aber politisch veränderbaren Wechselkurse; er wurde fortgesetzt mit dem Abbau von Kapitalverkehrskontrollen und er wurde perfektioniert mit dem Aufbau europäischer und internationaler Regimes zur Sicherung des freien Verkehrs von Waren, Dienstleistungen und Kapital. Und während bis zum Fall der Mauer die Freisetzung der kapitalistischen Ökonomie noch auf die sozioökonomisch und politisch einigermaßen homogenen OECD-Länder begrenzt blieb, erfasst sie seitdem auch die Regionen der „Zweiten“ und „Dritten Welt“ mit ihren ganz anderen Produktionsbedingungen und Wertorientierungen, die nun die Möglichkeit von politischem Konsens auf in einer „Weltgesellschaft“ erst recht begrenzen.

Soweit heute internationale oder supranationale Kontrolle stattfindet, dient sie auch weniger der Regulierung wirtschaftlicher Interaktionen als der Verhinderung von staatlichen Beschränkungen der Wirtschaftsfreiheit. Sie geht auch nicht aus Prozessen der transnationalen Gemeinschaftsbildung hervor, sondern sie wird in bürokratischen und justizförmigen Strukturen ausgeübt, die politischer Einflussnahme entzogen sein sollen. Die nationale Politik aber, die durch politische Aktivierung beeinflusst werden könnte, ist immer mehr zum Exekutor supranationaler Auflagen und ökonomischer Sachzwänge verkommen, und ihre verbliebene Gestaltungskraft wird nun vollends für die Rettung der kapitalistischen Finanzwirtschaft verbraucht.

Etzioni hat also Recht, wenn er die „Handlungsfähigkeit in der offiziellen politischen Arena“ heute skeptisch einschätzt. In der Tat ist der Bereich, in dem gesellschaftliche Verhältnisse politisch gestaltet werden können, seit 1968 drastisch geschrumpft, und die „Aktive Gesellschaft“ hat ihre damaligen Leser darauf nicht vorbereitet. Aber nachdem wir nun die Macht ungesteuerter Interaktionen erfahren haben, bleibt es doch dabei, dass allein die demokratische Politik mit ihrem Zugriff auf das – wie immer reduzierte – Steuerungspotential des Staates den Bürgern die Chance eröffnet, ihr Schicksal gemeinsam zu gestalten, statt es lediglich individuell zu erleiden. Das politische Programm der „Aktiven Gesellschaft“ behält also seine Bedeutung. Aber anders als 1968 geht es heute zunächst um die Verteidigung noch vorhandener und dann um die Wiedergewinnung verlorener demokratischer Gestaltungspotentiale.